

Der Mann rudert mit den Armen. Lässt sie sinken, geht ein paar Schritte in unsere Richtung. Reißt sie erneut in die die Höhe.

Ich schnalle mir das Bikinioberteil um. F. sieht mich an. Ich lese in seinen Augen Ratlosigkeit wie wohl er in meinen. Es ist nicht klar, ob uns dieser Mann verscheuchen, vor irgendetwas warnen oder zu sich rufen möchte. Wir paddeln weiter. Beinahe geräuschlos tauchen die Blätter in das schlammbraune Wasser. Nach mehr als tausendfünfhundert Kilometern hat man einfach den Dreh heraus.

Die Bewegungen des Mannes werden größer, vehementer. Und nun sind wir uns einig, dass er uns zu sich einladen möchte. *Zu sich* ist eine Insel in der Donau, nicht größer als ein Fußballfeld, bewaldet und mit weißen Flecken bestickt. Man kann noch nicht erkennen, ob es Schafe oder Ziegen sind.

Wir beraten uns. Die Neugier würde uns zu ihm treiben, doch da ist auch Angst, und zwar vor Ceaușescu. Schlauchbootfahrer, mit denen wir am Tag zuvor zusammengetroffen sind, haben uns berichtet, dass der rumänische Diktator gerade über das Land fegt und Dörfer schleift. Wir sollten auf keinen Fall das Land betreten, es wäre viel zu gefährlich. Und diese Insel liegt zwar mitten in der Donau, aber die Karte zeigt uns, dass sie zum Hoheitsgebiet Rumäniens gehört, erst kurz nach ihr ist das Gewässer international und danach auf der rechten Seite bulgarisch. Wir paddeln also weiter.

Der Mann läuft den Strand entlang. Wir hören ihn rufen, verstehen nichts – nicht nur wegen der Entfernung, sondern auch, weil wir bei der Vorbereitung der Reise das Lernen von Rumänisch großzügig ausgelassen haben. Der Mann stützt sich auf die Knie auf, wirkt verzweifelt. Er richtet sich auf, sieht uns an. Nun kann ich erkennen, dass sein Gesicht wettergegerbt und seine Kleidung mehr als getragen ist. Plötzlich verschwindet er. Fast bedauere ich das, denn in den Weiten des unteren Donauabschnittes ist jede Abwechslung höchst willkommen. Gut, dann eben weiter im Gleichtakt über das Wasser, das hier fast schon steht. Es fehlen ungefähr vierzig Höhenmeter bis zur Mündung ins Schwarze Meer in rund fünfhundert Kilometern.

Aus dem Augenwinkel sehe ich, dass der Mann wieder auftaucht. Er hat eine Kanne in der Hand und schüttet deren Inhalt in den Wind. Es ist Milch.

„Der will uns Milch schenken“, meint F. Und wenn jemand das tut, ist er kein Böser, so der Subtext.

Wir paddeln zur Insel. Der Mann sieht uns strahlend entgegen. Seine Hütte schält sich aus den grünbraunen Flecken der Bewaldung. Sie ist aus Holz, kaum mehr als ein Unterstand für Regen und Wind und nur unwesentlich größer als jener für die Tiere, die sich nun als Ziegen

herausstellen. Folgerichtig lädt er uns auch nicht in sein Heim, sondern zu einem Rastplatz mit Feuerstelle. Wir hocken uns mit ihm gemeinsam in den Sand. Bislang alles wortlos. Er schenkt uns Milch in ein Blechhäferl ein, das von Rostflecken übersät ist. Natürlich reicht er es zuerst F. Ich habe mich daran gewöhnt. Seit Jugoslawien sind wir in Gebieten, in denen das Patriarchat noch aus vollem Herzen gelebt wird. F. nippt und trinkt, ich meine, ein Zucken um seinen Mund erkennen zu können. Er reicht mir das Häferl weiter. Tapfer nehme auch ich einen Schluck. Wer auch immer von Milch direkt vom Euter schwärmt, hat einen speziellen Geschmack. Vielleicht liegt es aber auch nur daran, dass sie von Ziegen stammt. Aber da muss man durch. Gastfreundschaft ist heilig.

Der Mann plaudert darauf los. An den Gesten erkennen wir, dass er wissen will, woher wir kommen. Oder wir interpretieren es so, weil wir das doch immer gefragt werden. Also antworten wir *Austria* und *Autriche*. Ratlosigkeit. F. schiebt *Vienna* hintennach. Das halte ich für sinnlos, weil Wien erfahrungsgemäß nur bei gebildeten Menschen, die mit Mozart oder Freud etwas anfangen können, funktioniert. Unser altersloser, zahnloser Gastgeber wirkt nicht so, als hätte er mehr als eine Volksschulklasse absolviert. Folgerichtig Schulterzucken. Also gehen wir zur ultimativen Erklärungsstufe über, dem Zeichnen einer Karte. Der Umriss von Europa mit dem signifikanten Stiefel von Italien, das Schwarze Meer, die Donau, Rumänien und dann noch Österreich. Jetzt tut der Mann zumindest so, als hätte er verstanden. F. gestikuliert mit ihm weiter, über unsere Fahrt, unser Boot. Ich sehe mich um. Tief im Innern erwarte ich, dass im nächsten Moment Soldaten mit Kalaschnikows aus dem Gebüsch springen. Und dann haben wir Probleme, denn wir sind noch immer nicht offiziell in Rumänien eingereist, haben es auch nicht vor. Gestern haben wir unsere Hände auf einem Stein am linken Ufer fotografiert, nach dem Motto, wir haben das Land zumindest berührt. Jetzt sitzen wir definitiv illegal auf rumänischem Sand. Und dass die Armeen der Ostblockländer nicht zimperlich sind, haben wir bereits bei der Einreise nach Bulgarien erfahren.

F. reicht mir nochmals das Häferl, tapfer trinke ich aus. Wir lehnen weitere Milchpräsentate freundlich lächelnd ab und gestikulieren, dass wir nun weiter müssten. Der Mann schiebt unser Faltboot ins Wasser und winkt uns nach, bis wir ihn aus den Augen verlieren.

„Der war eh in Ordnung“, meint F. Ich höre Erleichterung in seiner Stimme und weiß nun, dass er auch insgeheim auf unsere Verhaftung gewartet hat. Schweigend paddeln wir, wie die letzten Tage und Wochen in unsere Gedanken versunken. Und ich entledge mich meines Bikinioberteils, denn die Einsamkeit hat uns wieder.